

nen Heilung in seiner Gesamtheit bringen könnte. Dieser Dienst ist ein Versuch zu helfen und allein dadurch schon Hilfe.

Hätte die Mutter in Peter Handkes berührender Erzählung – berührend schon deshalb, weil sie für unser aller Beziehungsnot spricht – in ihrer Einsamkeit zum Telefon gegriffen, was hätten wir ihr anbieten können? Welches Zeichen unserer Liebe wäre notwendig gewesen, um durch das Grau ihrer Hoffnungslosigkeit zu ihr zu gelangen, vorsichtig und voll Achtung vor ihrer Würde und ohne sie durch eilfertige Hilfsangebote noch hilfloser zu machen? Zunächst wäre es die ernsthafte Entgegennahme ihrer bisher von keinem Menschen erhörten Einsamkeitsklage gewesen. Das Klagelied, jenes „Du darfst klagen, Mensch“, hat in unserer Kirche uralte Tradition. Die Erlaubnis, daß jeder von uns seine Nacktheit, Armut und Unfähigkeit aus sich herausweinen darf, ist Entlastung für ihn und vielleicht Möglichkeit zu einem Gespräch, das im weiteren den Betreffenden zu einer persönlichen Wahrnehmung führt.

In nüchterne Fachsprache übertragen, hieße dies: Telefonseelsorge ist Krisenintervention in akuten und chronischen Krisen, welche die Kraft des einzelnen überfordern und übersteigen. Die in Gesprächsführung und Methodik geschulten (im allgemeinen ehrenamtlichen) Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Telefonseelsorge begleiten einen Hilfesuchenden mit Ohr, Herz und Verstand, häufig über einen längeren Zeitraum hinweg, bis diesem Menschen eigene Kräfte zuwachsen. Der Anrufer darf stumm sein, insistierend oder aggressiv. Telefonseelsorger geben keine Verhaltensregeln, keine Rezepte oder vorgefertigten Antworten, sie versuchen dem Anrufer achtungsvoll und mitfühlend zu begegnen. Sie sind ihm leiser Spiegel: „Schau, das bist Du, ein suchender, irrender, einsamer Mensch. Du bist auch noch ein anderer . . .“

Die Grundvoraussetzung zu diesem Dienst, welcher in unseren Kirchen dem „Bruderdienst“ zugerechnet wird, ist die Sensibilität des Telefonseelsorgers für eigene und fremde Gefühle sowie die Fähigkeit, diese in dem anderen verständliche Worte zu fassen.

Was bei jedem dieser Gespräche geschieht und nachgewiesenermaßen heilende Wir-

kung hat – wir bekommen davon mitunter Rückmeldung –, ist die Tatsache, daß für die Dauer des Aufeinanderhörens etwas geschieht, das der Hilfesuchende in seinem Leben selten bis kaum erfährt: Es ist dies die kurzfristige Aufhebung der Einsamkeit eines Menschen durch die liebevolle Gegenwart eines anderen. Der Anrufer tritt durch sein Tun kurzfristig aus seiner Vereinsamung. Er wählt aus der Masse der an ihm Vorbeieilenden einen Menschen zum Gesprächspartner, welcher sich anonym und verschwiegen zu einem Dialog stellt, der sich zu einem Dialog bereit erklärt, in welchem Nähe bei gleichzeitiger durch das Medium Telefon gegebener Distanz geboten wird.

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn . . .“, beginnen Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien. Er richtet darin seine Klage über die Einsamkeit und Entfremdung der Menschheit an einen Engel, für ihn ein unsichtbares und unerreichbares Wesen. Er tut dies zitternd und voll Furcht. Zögernd streckt er die Hand nach dem anderen, erfüllt von dem Wunsch, sich ihm verständlich machen zu können. Sich klein und ängstlich fühlend, nimmt er die angstvolle Suche nach Beziehung auf.

Wir Telefonseelsorger erleben diese Suche ebenfalls, gemeinsam mit den Menschen, die täglich anrufen. Unser Dasein ist der Versuch, den jeweiligen Menschen dabei zu unterstützen und ihn – als Mitmenschen, die davon wissen, weil sie selbst Angst und Not und Einsamkeit in sich und außerhalb von sich kennen – zu begleiten.

## Hans Heckhausen

### Denen keiner die Hand gibt

Zur Situation der Nichtseßhaften in der BRD

„Buchstäblich von einem Tag zum anderen – so, wie man vom Schüler zum Studenten wird“, so rasch kann es geschehen, daß jemand, der bisher in Familie, Freundschaft, Beruf, Verein u. ä. eingebunden war, zum Nichtseßhaften wird. Heckhausen beschreibt

*die Situation und schildert anhand einiger Beispiele, was für diese Menschen geschehen kann.* red

In der Bundesrepublik Deutschland leben rund 130.000 wohnsitzlose Arbeitslose fast mittellos auf der Straße. Den etwa 18.000 Plätzen in Wohn-, Aufnahme- und Übernachtungsheimen stehen weit über 100.000 Übernachtungen im Freien gegenüber.

Während der Anteil der Männer in den 70er und 80er Jahren unterschiedlich stark anstieg, entwickelte sich der Frauenanteil von fast Null 1980 auf heute rund 10.000.

Ein Drittel der „Neuauftritte“ waren Mitte 1990 DDR-Bürger.

Zur Einführung einige Zitate von Fachtagungen des letzten Jahres.

Prof. Christian von Ferber, Leiter des Instituts für Medizinische Soziologie der Universität Düsseldorf:

Wir können also generell sagen: geringes und unsicheres Einkommen, geringes Sozialprestige, schwache und unsichere Sozialrechtsposition, Verlust der Wohnung und soziale Isolation sind Merkmale, mit denen ein schlechter Gesundheitszustand, vorzeitige Sterblichkeit, unzureichender Zugang zu medizinischen und sozialmedizinischen Hilfen eng verknüpft sind... Depressive Gemütszustände haben eine außerordentlich starke Verbreitung<sup>1</sup>.

Frieder Claus, Eßlingen, u. a. in: „Thesen zur Sicherung und Beschaffung von Wohnraum“:

Das Hilfesystem ist deshalb meist von folgenden Problemen gekennzeichnet: Es kommt zur künstlichen Ballung von Hilfesuchenden an dem Ort, wo sich Fachberatungsstelle und Aufnahmeheim befinden. Dort konzentrieren sich die Probleme und führen zu einer erhöhten Stigmatisierung der Hilfesuchenden. Die – auch finanzielle – Belastung durch Notlösungen wie Erfrierungsschutzräume und Tagesaufenthaltsmöglichkeiten führt bei der betreffenden Kommune eher dazu, verstärkt restriktive Maßnahmen zu ergreifen. In den übrigen von Nichtseßhaften „entsorgten“ Kommunen wird das Problem nicht mehr wahrgenommen<sup>2</sup>.

Für uns Praktiker ist die Wohnraumbeschaffung nach der Zwischenstufe Aufnahme-

heim fast unmöglich geworden. So kommt es, von Ausnahmen abgesehen, kaum zu regulären Arbeitsverhältnissen. Die Aufnahmeheime (zum Teil mit begrenzten gemeinnützigen Arbeitsaufträgen) sind verstopft, die Aufenthaltsdauer ist begrenzt – zu viele müssen wieder auf die Straße. Es gibt zu wenige solcher Projekte.

Dabei ist die fehlende Wohnbereitschaft oder -fähigkeit ein Mythos. Rund 80% möchten in einer privaten Wohnung leben, und die langfristige Erfahrung aus Modellen in Braunschweig und Heidelberg (Caritas) zeigt, daß die große Mehrheit es auch kann. Der eigene Wohnraum wäre die Voraussetzung, Verlorenes wiederzugewinnen, sich ein neues soziales Umfeld zu schaffen, Freunde zu haben – vielleicht eine Familie.

Denn vor den „Katastrophen“, die da heißen: Scheidung, Straftaft, Kündigung, Überschuldung, Sucht oder Unfall, waren fast alle normale Bürger – eingebunden in Familie, Freundschaft, Verein und Beruf. Jeder weiß, wie wichtig Lebenspartnerschaften für die Bewältigung von Krisen sind. Nichtseßhaft wird man durch die angeführten Gründe unter Umständen buchstäblich von einem Tag zum anderen – so wie man vom Schüler zum Studenten wird.

Auf der Straße leben heißt: Tag und Nacht ohne eigene Behausung durchstehen. Sommer und Winter!

Die meisten haben keine Kochgelegenheit, verbrauchen überdurchschnittlich Nikotin und Alkohol. Der meistens täglich ausgezahlte Sozialhilfesatz von DM 15,- reicht nicht aus. Nicht jeder kann betteln (meist verboten), Solidarität wird kleingeschrieben. Konkurrenzverhalten bei Schlafplätzen, günstigen Bettelstandorten und „Occasionen“ im Hilfesystem (Schuhe, Textilien, Schlafsäcke) ist die Regel.

Ihr Wahlspruch heißt: „Nimm, was du bekommen kannst – sofort!“

Dazu kommen für viele (50%) nichtverarbeitete Erlebnisse aus Psychiatrie- und Gefängnisaufenthalten.

Es gibt viel zu wenig Sozialpädagogen und Psychologen in den Anstalten, um die Defizite aufzuarbeiten und die Klienten sinnvoll auf die Zeit der Bewährung in der wieder eigenverantworteten Freiheit vorzubereiten (Gesetzesvorschrift). Ein hoher Prozentsatz

<sup>1</sup> Materialien zur Wohnsitzlosenhilfe, 11, VSH Verlag, Bielefeld 1990.

<sup>2</sup> Tagung des Landeswohlfahrtsverbandes Baden-Württemberg vom 15. März 1990.

der Straftlassenen steht unmittelbar nach der Haft wieder oder erstmals auf der Straße.

Allein gelassen – einsam.

*Einsamkeit in Gemeinsamkeit zu wandeln helfen – wie kann Hilfe aussehen?*

Als ich vor sieben Jahren in die Nichtseßhaften-Arbeit kam, um eine kleine Resozialisierungseinheit aufzubauen, war mein stärkster Eindruck:

Denen gibt keiner die Hand.

Die schaut keiner an.

Mit denen spricht niemand.

Vertrauen gewinnen, so hoffte ich, kann ich vielleicht durch offenes, ehrliches Handgeben, Anschauen, Gespräch anbieten.

„Auf Augenhöhe gehen“ habe ich bei der Arbeit auf der Straße gelernt. Wenn jemand sitzt oder liegt, knie oder setze ich mich dazu – auch innerlich. Eine spontane Umarmung herzlich zu erwidern, war am Anfang schwer.

Aus dieser Haltung heraus habe ich einiges versucht, mitorganisiert und beobachtet.

Als Sozialarbeiter kann ich mit dafür sorgen, daß im Berber-Teestüble im Gemeindehaus „Lamm“ eine gute Stimmung herrscht.

Es gibt zweimal pro Woche von 10.00 bis 12.00 Uhr Tee, Kaffee, Brote und im Winter Suppe.

Gespräche und Kontaktaufnahmen finden hier statt. Hilfsmaßnahmen können eingeleitet werden.

Veranstalter ist die Beratungsstelle für NSH. Zwei bis drei Fachleute sind anwesend. Bis zu 50 Besucher nehmen das Angebot mitten in der Stadt an.

Zweimal im Jahr organisieren wir in diesem Rahmen ganztägige „Berberfestle“ im Bereich einer Freizeitanlage mit Wald, Wasser, Sport- und Spielmöglichkeiten.

In diesem Jahr nehmen wir zum ersten Mal an einem Fußballturnier teil. Planung und Training führten „ehemalige“ und aktive Nichtseßhafte bereits mehrfach zusammen.

Kreuzberg, Gemeindehaus der Liebfrauenkirche

Die indische Schwester Soja vom Mutter-Theresa-Orden organisiert mit Helfern zwischen 14.00 und 16.00 Uhr eine Suppenküche für Stadstreicher und Punks.

Zwischen 120 und 200 Männer und Frauen kommen täglich. Drei Schichten in dem einfachen Raum mit langen Tischen und Bänken.

Suppe, Brot und Tee stehen bereit. Draußen vor der Tür die Menschentraube. In aller Ruhe öffnet die Schwester die Tür, gibt jedem die Hand und schaut ihm kurz dabei in die Augen. Wenn alle Plätze belegt sind, betet sie das Vaterunser – viele sprechen mit.

Danach sorgt sie mit ihren Helfern für die Gäste. Nach 30 Minuten sind alle satt. Per Blick oder Handschlag bedanken sich die meisten, bevor sie den Raum verlassen.

Zehn Minuten später steht Schwester Soja wieder an der Tür zur Begrüßung der zweiten Runde.

Beim Beten wird sie vielleicht für die Spenden aus der Gemeinde danken, die ihr diese tägliche Speisung ermöglichen.

Tübingen, Schlatterhaus

Frau Pfeiffer setzt sich zum Kaffee an einen der beiden großen vollbesetzten Tische. Die Schlacht ist geschlagen. Im Winterhalbjahr sorgt sie mit Spenden aus ihrem Stadtteil und einigen Studenten sonntags von 10.00 bis 14.00 Uhr in einer Wärmestube für das leibliche Wohl von bis zu 40 Berbern und Stadstreichern. Eine kräftige Suppe mit Fleisch oder Wurst. Später Kaffee und Kuchen. Gespräche, Spiele – Lachen. Am Ende dankbares Händeschütteln.

„Das ist im Winter mein sonntäglicher Gottesdienst“, sagt die Fünfundszwanzigjährige.

Lothar (40), Kaufmann, schon lange arbeitslos, ist vor einem Jahr in einem Tübinger Stadtteil durch einen Hausbrand um sein Zimmer gekommen. Seitdem lebt er auf der Straße, bei Freunden oder in der ambulanten Übernachtung mit den Berbern. Da er einen exaltierten Aufzug bevorzugt und wenig zielstrebig vorgeht, gelang es ihm nicht, eine neue Bleibe zu finden.

Jetzt überlegen wir, wie innerhalb unseres Vier-Stunden-Arbeitsprojektes auf einem bestehenden Alt-Fundament ein Behelfsheim in einer Blitzaktion erstellt werden kann. Wände, Boden, Dachbalken und Bretter für ein 3×4-m-Zimmer mit Kerzenbeleuchtung konnte ich umsonst organisieren. Lothar kann von seiner Arbeitslosenhilfe 100 DM für Dachpappe und Nägel gut bezahlen. Montag fangen wir an.

Heiligabend im Eß- und Fernsehraum der Tübinger Übernachtung

Zwei Frauen und 35 Männer, dicht gedrängt im geschmückten Raum vor gedeckten Tischen. Kritische Weihnachtsfeierstimmung im Untergeschoß. Wird es gelingen, den „erbaulichen“ Teil so zu gestalten, daß die Berber ihn nachvollziehen, sich beteiligen können?

Am Ende einer kleinen Ansprache versuche ich, auf die mitgebrachte Lektüre einzustimmen, erwähne den Maler und Initiator des Buches, Benediktinerpater Lucas Ruegenberg, der in Köln Sozialarbeit mit Kindern und Jugendlichen geleitet hat. „Den Bruder Lucas kenn ich“, ruft einer aus dem Rheinland, „das können Sie vorlesen!“ Der Bann ist gebrochen. Gespannt hören alle die Geschichte eines Kölner Stadtstreichers: „Wir nannten ihn Pimann“. Anschließend geht das Jugendbuch mit den Bildern von Bruder Lucas von Hand zu Hand.

Wie hat er uns an diesem Abend geholfen! Durch liebevolles Tun und durch seine Kunst war er mitten unter uns. Auch die Bande zwischen Heinz, dem Rheinländer, und mir hat er knüpfen geholfen. Seit zwei Monaten reinigt er zuverlässig die Übernachtungsräume, die sanitären Anlagen und den Eß- und Fernsehraum. Vier Stunden Arbeit pro Tag.

Er wohnt noch mit mehreren Kollegen in einem Zimmer, fängt an, seine 640 DM monatlich in zwei Etappen zu verwalten, trinkt weniger.

Hoffentlich habe ich bald ein Einzelzimmer für ihn!

## Bernhard Honsel

**„Alles beginnt mit der Sehnsucht“**  
Bußgottesdienst im Advent

*Der folgende Bußgottesdienst, der in der Gemeinde St. Ludwig in Ibbenbüren im Advent 1989 gefeiert wurde, ist zwar stark beeinflusst von den politischen Ereignissen des vergangenen Herbstes; die Aussagen und Anstöße*

*zur Besinnung sind aber darüber hinaus gültig, so daß der Gottesdienst unverändert wiedergegeben wird.* red

*Lied: „Tauet, Himmel, den Gerechten“ (GL 901)*

*Begrüßung – Einführung in das Thema (Priester)*

Ich begrüße Sie ganz herzlich zu dieser Stunde der Besinnung und des Gebetes.

„Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab“ – Sehnsucht war es, die das Volk Israel Jahrtausende so beten ließ, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Frieden, die Sehnsucht nach einer heileren Welt.

Alles beginnt mit der Sehnsucht – und ohne Sehnsucht gibt es keine Veränderung. Als wir uns vor vier Wochen das erste Mal zur Vorbereitung trafen, hatten wir einen Gast aus der DDR, eine Frau aus Karl-Marx-Stadt. Sie erzählte, nur die russischen Panzer hätten die Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung, die in den vergangenen Jahrzehnten in ihnen war, niederhalten können. Als sicher war, daß die Panzer nicht ausfahren würden, brach diese Sehnsucht sich Bahn. Sie hat eine ungeheure Bewegung ausgelöst.

„Alles beginnt mit der Sehnsucht“ haben wir als Thema für diesen Bußgottesdienst gewählt. Wir wollen uns fragen:

Worauf richtet sich unsere Sehnsucht – meine Sehnsucht? Gibt es Möglichkeiten, sie wieder zu beleben?

Wir wenden uns im Gebet an Gott. Als Kehrsvers beten wir den Psalmvers „Gott, mein Gott, in Sehnsucht suche ich dich“.

V: Gott, mein Gott, in Sehnsucht suche ich dich.

A: Gott, mein Gott, . . .

V: Ich will Gott preisen Tag für Tag. Ich will singen, was er für mich getan hat.

Ich freue mich, daß Gott sich um mich armen Menschen kümmert. Ich will, daß die Verlassenen es hören und sich mit mir freuen. . . .

Ich suchte nach Gott, ich redete zu ihm und suchte Antwort; da hörte er mich und befreite mich von meiner Angst. . . .

Wer sich an Gott wendet, wird es erfahren; sein Gesicht wird hell sein vor Freude.